

Il penultimo capitolo, quello forse che più stimola la curiosità del pubblico, indaga sull'origine del dipinto e come sia approdato in quel monastero remoto. L'a. deduce da un passo assai generale delle carte della visita apostolica del 1567 ad opera di Girolamo Politi (citato a p. 75-76), che il dipinto di trovasse già nel convento in quel momento. Opinione possibile se si adduce anche il passo di frà Salvatore da Rivolta riferendosi alla traslazione della Madonnina al posto attuale che menziona il dipinto come dono del duca di Savoia ad un suo cortigiano, che poi entrò negli ordini, fra Tommaso da Torino, che in seguito lo donò al nostro convento.

Il dipinto, che diventa anche oggetto di devozione per la popolazione del circondario, acquisisce una certa notorietà e verrà copiato o meglio adattato nella metà del Seicento, come si vede nella Madonna col Bambino nella chiesa di Pazzalino; il caso è molto interessante perché il pittore aggiunge la figura di san Giuseppe, trasformando il tema in Sacra Famiglia e avvicinandola - involontariamente - al modello di Pieter Coecke.

L'ultimo capitolo, redatto da Francesca Piqué, docente di scienze della conservazione alla SUPSI, presenta i risultati delle indagini scientifiche che avevano per scopo di documentare il disegno preparatorio e di analizzare i pigmenti.

L'opera è corredata da note alla fine di ogni capitolo che permettono di seguire l'esposizione dell'autore. Da apprezzare il bell'apparato iconografico con numerose fotografie a colori ed in bianco e nero che ci permettono, tra l'altro, di apprezzare le varianti delle diverse repliche.

L'a. usa una scrittura comprensibile anche ai non addetti ai lavori. Un ulteriore pregio di questo lavoro è che l'a. non ha ceduto alla tentazione dell'«attribuzione», cioè di voler ad ogni costo attribuire ad un grande nome il nostro dipinto - malattia assai diffusa.

Dispiace però che a p. 10 sia avvenuto un errore di impaginazione che tronca la frase alla fine della pagina; a p. 48 sq. le localizzazioni museali date nel testo per fig. 25 e 26 non corrispondono alle didascalie dei rispettivi dipinti.

Jean-Claude Lechner

Albert Fischer: Das Bistum Chur; Band 1: Seine Geschichte von den Anfängen bis 1816. Konstanz und München, UVK Verlagsgesellschaft, 2017, 446 S., Churer Bischofsliste, Zeittafel, Lit. Verz., Orts- und Personenregister, reich ill.

Band 2: Seine Geschichte von 1816/19 bis zur Gegenwart. Konstanz, UVK Verlagsgesellschaft, 2019, 646 S., Churer Bischofsliste, Zeittafel, Lit. Verz., Orts- und Personenregister, reich ill.

Vor über hundert Jahren war die Geschichte des Bistums Chur letztmals Thema einer umfassenden Monographie: *Johann Georg Mayer: Geschichte des Bistums Chur, 2 Bände, Stans 1907/1914*. Wenn jetzt der Churer Diözesanarchivar dieses Thema erneut untersucht und die reiche Literatur der letzten hundert Jahre dabei berücksichtigt, ist das an sich schon lobenswert. Wenn man sich zudem den großen Zeitraum und das ausgedehnte Gebiet sowie die Mehrsprachigkeit des Bistums vergegenwärtigt, kann so einem Unternehmen nur Glück gewünscht werden.

Albert Fischer hat 2017 den ersten und 2019 den zweiten Band seiner Bistums-geschichte mit 12 bzw. 16. Kapiteln vorgelegt; auf total rund 1100 Seiten nimmt er den Leser mit auf die Reise durch Raum und Zeit. Sehr viele Abbildungen, geografische Karten, Grafiken, Listen, tabellarische Übersichten und Verzeichnisse, Dokumente, Urkunden und Briefe erleichtern das Verständnis der

reichen Geschichte und lassen sie plastisch werden. Der Verfasser kann sich bei seiner Arbeit auf seine Dissertation *Reformatio und Restitutio - Das Bistum Chur im Zeitalter der tridentinischen Glaubenserneuerung* (2000) und weitere Studien stützen, die er in den letzten 20 Jahren veröffentlicht hat. Er hat sich entschieden, die Bistumsgeschichte nicht als wissenschaftlichen Text mit großem Anmerkungsapparat zu gestalten. Vielmehr legt er ein fundiertes, materialreiches, im besten Sinn volkstümliches Lesebuch vor, das zudem sehr gediegen gestaltet ist. Das Fehlen der Belege kann man bedauern, andererseits wird der Lesefluss gefördert und zudem gibt Fischer im Anhang für jedes Kapitel die einschlägige Literatur an, so dass die speziell Interessierten doch auf ihre Rechnung kommen. Die grundsätzlich chronologische Erzählung wird durch Porträts einzelner Persönlichkeiten und Exkurse aufgelockert.

Band 1: von der Mitte des 5. Jahrhunderts bis 1816

Fischer beschreibt die Geschichte des Bistums vorerst bis ins späte Mittelalter: Stifte, Klöster und Pfarrkirchen, Bistumspatrone Luzius und Florinus, Investiturstreit, der Bischof als Grundherr und seine Rolle in der Reichspolitik, die Kathedrale von Chur. Der Gotteshausbund wird 1367 als Notgemeinschaft der Einwohner im Kampf «gegen die bischöfliche Herrschaft» (Vernachlässigung der bischöflichen Residenzpflicht, eigenmächtige Vergabe der Hochstifts-Verwaltung an Österreich) gegründet, jedenfalls wird mit ihm eine aktivere Mitbeteiligung an der Regierung des Landes angestrebt. Durch ihre Eigenschaft als Stifter neuer Dorfgemeinschaften erhalten die Bewohner immer mehr Rechte. «Diese Mitsprache konnte vom Zustimmungsvorrecht der Gemeinde bei der vom Patronatsherrn getroffenen Wahl des Seelsorgers bis hin zur freien Pfarrwahl gehen» (101). 1410 sind gemäß einem Urbar 30 Burgen in Bünden und der Grafschaft Tirol im Besitz des Churer Hochstifts!

Der «Churer Bistumsstreit» führt 1448 zu einer neuen Regelung des Bischofswahlrechts. Bis 1806 genießt darauf das Domkapitel als päpstliches Privileg das Recht der freien Bischofswahl. Der Versuch der Stadt Chur, sich vom Bischof zu emanzipieren und Freie Reichsstadt zu werden, bleibt ohne Erfolg. Andererseits verliert der Bischof als Territorialherr in Rätien kontinuierlich an Macht und Einfluss. In dieser Situation der gelockerten feudalen Beziehungen fallen die Ideen der Reformation auf fruchtbaren Boden. Die Ilanzer Artikelbriefe 1524/1526 bedeuten einen scharfen Einschnitt in die weltlichen Befugnisse und Rechte des Bischofs und auch massive Einschränkungen der Klöster.

Das Konzil von Trient bringt Reformen im Bistum und in den Pfarreien, die Stationierung von Nuntien sowie regelmäßige Visitationen als Kontrollinstrument. Die vom Seminardekret geforderte Priesterausbildung des Bistums vollzieht sich bis 1663 ausschließlich außerhalb der Diözesangrenzen und ist geprägt vom jesuitischen Bildungsmonopol. Ihr Gymnasium in Feldkirch wird 1680 zu einem Kolleg für die Priesterausbildung ausgebaut. Auch im Bistum Chur finden Hexenverfolgungen statt. Fischer erwähnt zwei Beispiele von letztlich «glücklich» verlaufenen Prozessen; leider vermisst man quantitative Angaben zu den Prozessen bzw. den Hingerichteten.

Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts bringt konfessionelle Spannungen; die Visitationstätigkeit wird intensiviert. Die Staatskirchenpolitik Kaiser Josephs II. bewirkt Klosteraufhebungen und eine Neuorganisation der Diözesen und Pfarreien: In den österreichischen Erblanden werden 700 bis 800 Klöster aufgehoben, in den Churer Dekanaten Walgau und Vinschgau sind sechs kontemplative Klöster betroffen, weil sie «für Staat und Gesellschaft höchst schädlich» seien: Es geht um 163 Männer und Frauen und um ein Vermögen von über einer halben Million Gulden. Die Pfarreien sollen «staatlich normiert», die Pfarrer

zu geistlichen Staatsbeamten werden, ausgebildet an staatlichen «*Generalseminarien*». Wegen starker Opposition seitens der Bischöfe - die Stellungnahme des Churer Bischofs 1789 ist im Wortlaut abgedruckt - werden die Seminarien 1790 wieder aufgehoben. 1801 wird schließlich in Meran ein «*Priesterhaus*» für die praktische Ausbildung der Kandidaten mit abgeschlossenem Studium eröffnet, das 1807 nach St. Luzi in Chur transferiert wird.

Weiter will Joseph II. die Diözesangrenzen an jene der habsburgischen Verwaltungseinheiten angleichen. Das Bistum Chur würde so mehr als die Hälfte seines Gebietes verlieren. Auch diese Reorganisation unterbleibt schließlich, doch nur bis zur Zeit der großen Säkularisation Anfang des 19. Jahrhunderts. Jetzt wird die bedeutendste Umgestaltung des Bistums seit dem 9. Jahrhundert vorgenommen, die österreichischen Anteile des Bistums werden abgetrennt: Fast 40 Prozent der Pfarreien, beinahe 75'000 Gläubige gehen verloren und damit ein großer Teil der Einkünfte!

Band 2: von 1816/19 bis zur Gegenwart

Sozusagen als Kompensation für die Abtrennung der Dekanate Walgau und Vinschgau werden die schweizerischen Teile (die «*Schweizer Quart*») des aufgelösten Bistums Konstanz 1819 an Chur übertragen. Für kurze Zeit entsteht darauf ein Doppelbistum Chur-St. Gallen. Diskutiert wird auch ein Innerschweizer oder ein Zürcher Bistum. Schließlich werden drei Generalvikariate errichtet: Graubünden, Urschweiz und Zürich-Glarus. 1997 wird das Fürstentum Liechtenstein abgetrennt und zum Erzbistum erhoben, was das Dekanat zu einer Stellungnahme veranlasst: Die Konsequenzen dieser Erhebung seien «*nicht bedacht*» worden, es bestehe «*kein dringender Handlungsbedarf*», es sei «*eine überstürzte Entscheidung ohne klares Konzept*», die sistiert werden solle (158). Schon einige Jahre vorher bewegt die Einsetzung von Wolfgang Haas als Bischof

die Gemüter: 1988 wird das Bischofswahlrecht des Domkapitels zum zweiten Mal übergangen. Die verwickelte Geschichte dieses Privilegs, das seit 1448 bestand, wird ausführlich beschrieben. Mit aller wünschbaren Klarheit stellt Fischer fest, dass 1941 letztmals «*nach dem von Rom gewährten Modus eine freie Bischofswahl*» erfolgte (345). Bereits im darauffolgenden Jahr verzichtete das Residentialkapitel auf dieses Privileg und ebnete den Weg - wie von Rom gewünscht - zum heute geltenden Prozedere: «*Der Heilige Stuhl präsentiert dem Churer Kapitel einen Dreivorschlag, aus dem das versammelte Generalkapitel (24 Domherren) die definitive Wahl treffen kann*» (347).

Ausführlich werden Struktur und Organisation in Bistum und Bistumsleitung dargestellt: Funktion, Mitglieder und Aufgaben des Domkapitels, der Diözesanklerus sowie die pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Auch das Priesterseminar St. Luzi und die Theologische Hochschule sind Thema.

Die zwischen 1972 und 1975 durchgeführte Churer Diözesansynode ist laut Fischer «*eine bislang unvollendet gebliebene nachkonziliare Aufarbeitung gemäß des Modus »gemeinsam als Volk Gottes unterwegs«*» (392). Wohl zu Recht kommt der Autor in seiner «*Bilanz*» zu einem ernüchternden Fazit, was die Erreichung der sicher zu hoch gesteckten Ziele betrifft (400f). Nicht viel positiver sieht er die «*Tagsatzung der Bündner Katholikinnen und Katholiken (1994-2001)*», die nach der Amtseinsetzung von Wolfgang Haas durchgeführt wurde, an der Basis jedoch ebenfalls wenig Echo auszulösen vermochte - vom Bischof wurde sie selbstverständlich abgelehnt.

Über 100 Seiten werden dem «*Innenleben*» des Bistums gewidmet: Pfarreileben (Vereine, Erwachsenenbildung, Heiligenverehrung, kirchliches Brauchtum, Frömmigkeit, Wallfahrten), Orden, Kongregationen und Missionsgesellschaften, Bildung und Erziehung. Unter dem

Titel *«Kunst und Kultur am Bischofssitz»* wird die Geschichte der Kathedrale, dazu der Domschatz, das bischöfliche Schloss und das Bistumsarchiv beschrieben.

Der zweite Band schließt mit einem Rückblick. *«Die im Anschluss an das Zweite Vatikanische Konzil vermehrt geschaffenen und zeitweilig auch sehr aktiv gewordenen Beratungsgremien (diözesane Kommissionen und Räte) erlebten in jüngster Zeit mehr ein kümmerliches Dasein und wurden z. T. auch aufgehoben, was weniger ein Klima des Vertrauens und des Miteinanders im Dienste der ganzen Diözese zeichnet, sondern des Misstrauens und des Allein-Verantwortlichsein-Könnens von Mitraträgern»* (563).

Franziskanische Gemeinschaften

Im 14. Jahrhundert werden auf Churer Bistumsgebiet drei Klostergründungen der franziskanischen Orden registriert (Klarissen in Meran, Minoriten auf dem Viktorsberg bei Feldkirch, Klarissen in Valduna bei Rankweil), die im 18. Jahrhundert alle wieder aufgehoben werden.

Ab den 1580er Jahren lassen sich die Kapuziner nördlich der Alpen nieder. Eine der treibenden Kräfte ist Carlo Borromeo, wie Fischer richtig schreibt. Doch muss auch die Initiative der Heiliggrabritter Johann Melchior Lussy und Walter von Roll erwähnt werden, die dem neuen Orden den Weg in die Innerschweiz ebneten. Im 17. Jahrhundert gründen die Kapuziner von der Schweizer Provinz aus in Chur und Nordbünden bis Mels sowie im Vorarlberg und im Vinschgau Niederlassungen; im Rahmen der Rätischen Mission errichten sie zudem seit 1621 von den Provinzen Brescia und Milano aus besonders in den Dekanaten Surselva und Ob dem Churer Wald sowie im Misox Hospize und bemühen sich um eine *«theologische wie spirituelle Neubesinnung»*. Beim Versuch der Rekatholisierung (*«Prättigauer Aufstand»*

am 23./24. April 1622) wird Fidelis von Sigmaringen ermordet. In Savognin werden innert knapp 35 Jahren drei Barockkirchen eingeweiht, woran die Kapuziner einen wesentlichen Anteil haben. Das katholische Leben soll gefestigt und ehemals katholische Gebiete sollen zurückgewonnen werden. Viele Pfarreien werden nun durch Kapuziner betreut, was unter den diözesanen Weltgeistlichen Unmut auslösen, was wiederum zu Ausweisungen der Kapuziner führen kann. Auch zwischen dem Bischof und der Leitung der Kapuzinermission kommt es zu Uneinigkeit wegen autonom durchgeführter Pfarreibesetzungen und willkürlicher Mutationen. - In der Bibliographie zu diesem Kapitel (Bd. 1, 406f) vermisst man den Aufsatz von Christian Schweizer: *«Schweizer Kapuzinermissionen in Graubünden»* (*Helvetia Franciscana* 43, 2014). Unterdessen ist zudem die Dissertation von Philipp Zwysig erschienen: *«Täler voller Wunder»*, 2018. Die sehr wertvolle Karte *«Gründung und Ausbreitung der Kapuziner...»* enthält eine Ungenauigkeit: Andermatt gehört nicht zur Rätischen Mission, sondern war (bis 2017) ein Hospiz der schweizerischen Kapuzinerprovinz (Bd. 1, 188 u. 275).

Ein für die Kapuziner im Abschluss bitteres Kapitel bildet ihre Seelsorge auf dem Churer Hof, wo sie seit 1643 ein Hospiz mit 3 bis 4 Patres unterhalten für die Seelsorge der etwa 200 auf dem Hof lebenden Katholiken sowie in Trimmis, Untervaz und Zizers (später mit eigenen Hospizen in Zizers und Untervaz). Bischof Konstantin Rampa erwähnt in seinem Brief an den Provinzial Bernhard Christen folgende Gründe für die Abberufung der Kapuziner nach 257 Jahren: Mehrsprachigkeit der Gläubigen (deutsch, romanisch, italienisch), Spannungen zwischen Kapuzinern und Kapitularen, häufiger Wechsel der Ordensleute. Er bezeichnet diesen Zustand als *«widernatürliche Beziehung des Domkapitels zur katholischen Bevölkerung von Chur»* (Bd. 2, 328) und schiebt die Verantwortung für die Ausweisung auf

das Domkapitel; doch nach Fischer ist der Bischof ganz klar selbst die treibende Kraft (Bd. 2, 327). Schon gut drei Wochen nach seinem Brief verlassen die Ordensleute am 8. September 1880 die Stadt Chur. Der Wunsch des Superiors Lucius Lang, die Reliquien des hl. Fidelis mitzunehmen, wird nicht erfüllt, da die Kapuziner keinen nachweisbaren rechtlichen Anspruch hätten!

Nun übernimmt das Domkapitel die Seelsorge im Hof, doch wegen wiederholter Schwierigkeiten bei der Besetzung der Pfarrerstelle und finanzieller Forderungen der Kapitularer wird die Dompfarrei erst 1910 offiziell errichtet, ab 1948 ist sie vom Kapitel unabhängig und erst 2007 wird eine «endgültige» Lösung gefunden. Das Thema kommt damit erst nach 127 Jahren zur Ruhe!

In Band 2 (449ff) gibt Fischer einen kurzen Überblick über das weitere Schicksal der Niederlassungen der Kapuziner und anderer Ordensgemeinschaften und Kongregationen. Ergänzen könnte man, dass im Herbst dieses Jahres das Kapuzinerheim in Zürich-Seebach aufgegeben wurde; auf dem Gebiet des Bistums existiert mit Schwyz damit nur noch ein Kapuzinerkloster, dazu wird die Pfarrei Mastrils (früher eine Bündner Missionsstation der Kapuziner) vom Kloster Mels aus betreut. In der Bibliographie zu den Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz, Ingenbohl, ist der Briefwechsel von Maria Theresia Scherer und Theodosius Florentini nachzutragen, der 2016 unter dem Titel «*Von der Not der Zeit getrieben*» erschien.

Im Kapitel über Caritas und soziale Dienste wird das vielfältige Wirken von Theodosius Florentini erwähnt. Als Stichworte müssen genügen: Gründung von Schwestern-Kongregationen (Lehrschwestern vom Hl. Kreuz, Menzingen, und Barmherzige Schwestern vom Hl. Kreuz, Ingenbohl), der Caritas, Wirken als Generalvikar (jedoch keine Wahl zum Bischofskoadjutor), Wiederaufbau des Kollegiums Maria Hilf in Schwyz,

Gründung der Schweizerischen Bischofskonferenz, von Spitälern usw. Die spannende Erzählung beendet Fischer mit dem Fazit «*Ein Genie mit Mängeln*», was nicht zuletzt eine Anspielung auf den schwierigen Charakter des Kapuziners und sein lockeres Verhältnis zum Geld ist (Bd. 2, 491). - Als Desiderat bezeichnet der Autor die Erforschung der Zeit des Theodosius Florentini als Generalvikar seines Cousins, des Bischofs Nikolaus Franz Florentini (Bd. 2, 218).

Johann Brülisauer

Nonnen. Starke Frauen im Mittelalter. Katalog. Religiöse Lebensformen der Frauen im Mittelalter. Hg.: Schweizerisches Nationalmuseum, Zürich. Texte von Anne Diekjøbst, Christina Keller-Lüthi, Annalena Müller, Eva Schlotheuber, Gabriela Signori, Johanna Thali, Martina Wehrli-Jones. Berlin, Hatje Cantz Verlag, 2020, 160 S., 108 Abb.

Nach einer Ausstellung in den Jahren 2017/2018 über das Kloster Einsiedeln und das Pilgern hat sich das Schweizerische Landesmuseum in Zürich im Jahr 2020 mit der Ausstellung «*Nonnen*» wiederum eines religiösen und christlichen Themas angenommen. Durch die Pandemie des Coronavirus konnte die Ausstellung nicht wie geplant vom 20. März bis 19. Juli 2020 stattfinden, sondern konnte erst später eröffnet werden und wurde bis zum 15. August verlängert.

Durch Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart prägten «*Nonnen*» die Gesellschaft des deutschsprachigen Raumes mit und waren für Frauen eine eigene und wichtige Form ihrer menschlichen und christlichen Berufung. In einem die Ausstellung begleitenden Buch versucht das Landesmuseum, durch die Redaktion von Christine Keller-Lüthi, umfassend das Thema «*Nonnen*» darzustellen. Der Titel «*Nonne*» ist für die Ausstellung